

Erinnerungen eines alten Junggesellen.

V.

Mein Freund Georg.

„Aus Dir wird nichts, Georg“, pflegten die Lehrer zu sagen, und jedes Mal, wenn ich es hörte, gab es mir einen Stich durchs Herz. Er aber zügte gleichmüthig die Achseln. „Es kam doch auch nicht aus jedem etwas werden.“

Es war kein unbegabter Knabe; aber ein Hang zur Bequemlichkeit, der ihm in allen Lebenslagen treu geblieben ist, verhinderte ihn am Vorwärtstreben. „Das Prädikat ist eine Unnatur“, sagt er noch heute. „Gott hat den Menschen mitten in's Paradies hineinverschaffen, also er hat ihn nicht zum Lastthier bestimmt. Es wäre wohl alles anders gekommen, wenn der höchst bellagenerthe Sündenfall nicht in so traurigem Zusammenhange mit der Gefahr einer paradisiastischen Ueberflöhrung geschehen hätte. Jetzt freilich müssen wir im Schwelge unseres Angewohnheits uns unser Brod ringen.“

Wir waren ängstlich und innerlich die stärksten Gegenläufe, die man sich denken kann, und Jedermann wunderte sich über unsere Freundschaft. Sie war bei ganz besonderer Veranlassung entstanden. Ich hatte Anfangs einen schweren Stand auf der Duinta. Es galt nicht für commonstänig, sich in kürzerer, als der vorgeschriebenen Zeit von einer Klasse zur anderen zu schwingen; man betrachtete mich als eine Art weissen Raben, und überall, wohin ich blühte, begegnete ich feindseligen Blicken und rauschhaften Tritten. Bald kam es zu offenen Feindseligkeiten. Was ich begangen, weiß ich nicht mehr; aber sehr wohl erinnere ich mich noch der Angst, die ich ausgestanden, als eines schönen Tages die wilde Rote auf mich losstürzte. Schon gab ich mich verloren, als ein großer, blonder Junge vorrang und mit jener krächzenden Stimme, die der Dorfmannschel mit sich bringt, in die empörte Menge rief: „Unfinn, Unfinn, seht Ihr denn nicht, daß er zu klein ist? Wer schämt sich nicht, sich an einem Vilpüt zu vergreifen?“

Im Nu war ich von meinen Verfolgern befreit; er genoss unumschränkter Ansehens unter den Mitschülern. In jeder anderen Zeit würde mich die stolze Rede beleidigt haben; das Gefühl wiedergeborener Sicherheit aber trug über jeden anderen Gedanken in mir den Sieg davon. Zudem setzte er meine Stellung ein für allemal in der Klasse fest. „Der Vilpüt ist mein Freund“, kein Zauberspruch konnte mich jeher besien, als dieses Wort. Durch allerlei kleine, stille Liebesdienste — ein zu rechter Zeit zugesichertes Wort, ein heimlich zugestelltes Blättchen, suchte ich ihm meine Dankbarkeit zu beweisen. „Du bist ein gutes Thier Vilpüt“, pflegte er zu sagen, „aber laß das lieber; es kann Dir keinen Platz kosten und Dein thörichtest Ergeiß ertrüge das nicht; zudem Du hast Deine Eltern.“

„Die Eltern“, das war ein Wort, das er nur mit ganz eigenem Ausdruck aussprach; ich glaube, hätten die Seinen noch gelebt, wäre er anders gewesen. In der Rücksichtnahme auf das Gefühl der Elternliebe ging er auch unangenehm tiefer. Vor Weihnachten rückte er sich ungeschickter und dümmer, als er war und riefte er meiner großen Betrübnis auf den letzten Platz hinunter.

„Sei nicht böse Vilpüt“, bat er mit lustigem Augenwinkeln, „unser Mimus kann ja für seine angeborene Dummheit nicht, und es ist den Eltern eine sehr große Freude, ihn zum ersten Mal nicht als Laster zu wissen, namentlich zum Fest; mein Vorwand muß sich nicht daraus.“ Trotz seines dreifachen Wehens war Georg bei den Lehrern nicht eigentlich unbeliebt; nur einen der Jüngeren, ein zierliches, geschickteltes Männchen, brachte er mit seinem überlegenen Rädeln manchmal zur Wuth.

Ein hervorleuchtender Charakterzug von ihm war das Gerechtigkeitsgefühl. Er war Mitschülern und Lehrern gegenüber der Anwalt aller Kleinen, Schwachen, Einfältigen, für die er unermüthlich und unerhöhrten eintrat. Auf den oberen Klassen nannte man ihn Bayard; mir erschien er eher wie einer jener Nordlandsredten, von denen die Sage erzählt, wenn er mit seinen breiten Schultern, seinen stämmigen Beinen und wuchtigen Armen, das immer frische Geheiß von der Winterluft noch tiefer gerädet, die treubrügigen, blauen Augen in Kampfesmuth strahlend, auf dem Schilde herumschwebend, mich als einen kleinen Knappen zur Seite.

Daß ich auf seine Studien ganz ohne Einfluß blieb, schmerzte mich oft. Als es in einem Sommer sehr schlecht mit ihm stand, machte ich ihm den schickstem Vorschlag, mit ihm zusammen zu arbeiten. Er dankte meine gute Absicht und schickte mir lächelnd in seiner besten, handgeschriebenen Weise auf den Kopf. „Kleiner Vilpüt, wie schlaue er ist! Kannst Du die Sonne verhindern zu scheinen und die Schmetterlinge zu fliegen? Es ist mein Unglück, daß es so viele in diesem Jahre giebt. Aber sei ruhig, ich brauche nur noch den Schwalbenschwanz. In jedem Fall bleiben wir zusammen.“

Auf Obbe'sethanda wurde er wegen Theilnahme an einem Abiturientencommerc relegirt. Er nahm die Strafe ganz ruhig auf sich.

„Es ist gutes Recht, trotzdem es dumm ist, und ich freue mich, daß es keinen getroffen, der's schwerer getragen hätte als ich. Dich ausgenommen, Vilpüt, habe ich die ganze Erde hier nachgerade satt, und es ist mir im Grunde nicht unangenehm, mich in der Welt ein Bißchen umzu-sehen.“

Er kam auf die Schule eines Nachbarsüßlings und besuchte mich zuweilen in den Ferien. Mit seinem Examen ließ er sich Zeit, und als er es endlich machte, hatte er „Pech“, wie er mir schrieb. Er wurde ertrapt, wie er einem Nachbar helfen wollte und mußte zurücktreten.

„Du fennst mich gut genug, Vilpüt, zu wissen, daß ich der Letzte bin, der Einen durchsummel“, schrieb er mir, „aber es war ein so unglückliches Jammervorn, das Alles wuzte und nichts von sich geben konnte. Dazu der einzige Sohn einer Wittve — so ein verhungertes Stipendiat, weißt Du. Es war Menschenpflicht. Ich bin nur froh, daß sie es so spät erst merken und er durchkam.“ Auf der Universität kamen wir wieder zusammen. Er studirte Theologie; einmal die Pfarre seines Vaters zu erhalten, war das Ziel seiner Wünsche. Es ging mit dem Studium nicht viel anders als in der Schule; man traf ihn häufiger in Kneipe und Festsboden, als in den Hörsälen an. In seiner Verbindung besiedete er einen hohen Grad und sein breites Gesicht zierten die ehrenvollsten „Schmüße“ aller Art. Es war aber, als sollte die Prophezeiung seiner Lehrer sich an ihm bewahren, kam hatte er sein erstes Examen bestanden, als er das Unglück hatte, den ungetreuen Bräutigam einer armen, alternden Cousine, zu deren Ritter er sich aufgeworfen, in Duell schwer zu verwunden, was ihm eine längere Festschaft einbrachte. Seinen Verlobungsbanden mit der clericalen Pfarre gab er nun auf. „Meine Bauern können keinen Pfarrer brauchen, der im Gefängniß gefesselt hat“, meinte er.

Er studirte Philologie, fiel durch's Examen, wurde Hauslehrer und legte sich später auf die Schriftstellerei. Er ist kein ganz unbedeutendes Talent; aber er ist auch zum Schreiben zu bequem. Er arbeitet nur, wenn er für sich oder andere Geld braucht. Ich habe stets geglaubt, daß er sich verheirathen würde, da sein ritterliches Wesen ihn allen Frauen seiner Bekanntheit werth macht. Sein Herz ist wohl öfters dauern gesehelt worden, aber er lagte mir einst, es wäre kein Schicksal, stets wie eine Art älteren Bruders oder Mitters bedandelt zu werden.

Tropdem ein Briefwechsel wegen seiner Bequemlichkeit zwischen uns nie zu Stande gekommen ist, sind wir doch nicht außer Verbindung gekommen. Jährlich zum Weihnachtsfeste bedacht er mich, und der Anblick des alten, frohen, feischen Menschen erfüllt meine stille Häuslichkeit stets mit hellem Sonnenchein. Er genießt unumschränkter Achtung bei Alt und Jung. Fragt man ihn nach seinem Stande, so entgegnet er mit seinem lieben herzlichen Lachen: „Ich bin nichts“. Die ihn aber kennen, ziehen den Hut vor ihm und sagen: „Er ist ein Mann!“

[Nachdruck verboten.]

Italien im Festgewand.

Originalbericht des Halle'schen Tageblattes von Conrad Alberti.

Florenz, 10. Mai 1887.

Italien, glückliches, reich gesegnetes Land, Lieblingskind der Schöpfung! Als Du einmala aus dem schäumgekönten Mittelmeere emporsteigst, jauchten alle Engel und der Herr des Himmels begrüßte Dich mit seinen gnadenvollsten Blicken. Und dieser Blick verlich Dir die herrlichen Seen, die schönsten Berg, das lachendste, mildeste Firmament, die leuchtendste Sonne, die düftigsten Gärten, dieser Blick legte in die Herzen Deiner Wäßer die unschätzbarsten Gaben, verlieh ihren Keulen den süßesten Schmelz, ihren Augen den feuchtesten Glanz, ihren Händen das angehörene, unsehbar Geschick, Meißel und Pinsel und Streichbogen zu führen, wie keinen Anderen auf der Welt, so daß der Stein, die Steinwand, die sie nur betrachteten, sich zu lebenswarmen, entzückenden Gesilden gestalteten, die Worte, die Töne, die sie unwillkürlich aneinander reichten, sich zu heraufgehenden Harmonien zusammensetzten, ja daß sogar, was Andere als Armuth und Schmutz zur Seite warfen, in diesem Lande als Anmuth und Reiz erschien. Er verlich ihnen auch die Gabe, das Schwerste zu führen, scharf und schnell wie kein zweites Volk der Welt, aber der stolze Faschintulaner, übermüthig durch solche beispiellose Bergärtelung der Natur, machte süßen Gebrauch von dieser Gabe, benutzte sie, um alle Nachbarn zu quälen und zu unterjochen, und so ward sie ihm wieder genommen, ward kein Uebermuth in Jahrhunderte langer Noth schwer an ihm gerächt und ihm nur gelassen, womit es die anderen Völker erprezten und zu freiblichem Wettstreit ansetzten durfte.

Deutschland hat seiner Mozart und Goethe, England seinen Shakespeare und Byron, Frankreich seinen Muffet, kein Volk der Welt ist so verlassen, daß es nicht eine Reihe großer Namen auf dem Gebiet der Kunst in's Feld führen könnte — und doch erkennen alle Länder willig an, daß sie zum guten Theil fortbauen auf dem Grunde, den Italien gelegt, und doch wallfahrten die edsten Künstler

aller Länder wenigstens einmal in ihrem Leben nach diesem Lande, um aus den unerhöhrlichen Schätzen seiner Museen und seiner Natur tausendfältige Anregung und Begeisterung zu gewinnen.

Und so gewaltig ist dieser innere künstlerische Drang, so sehr ist das künstlerische Schaffen lebendig und ur-sprünglich in der Natur dieses Volkes, daß die furchtbaren Kämpfe, Verwüstungen, Zerstörungen, Umwälzungen, welche nach Romas Fall ein Jahrtausend lang das Land nach allen Richtungen hin zerstampften, wie eine Schaar elephantengezogener Kanonen eine Weite verheert, daß die Kriege der Longobarden, Gothen, Byzantiner, Normannen, die unaufhörlichen Spaltungen und Bürgerkriege im Lande selbst das künstlerische Schaffen nur unterbrechen konnten, daß derselbe mitten im wildesten, blutigsten Parteienkämpfe, Dank dem Genie eines Dante, Giotto, Donatello, von neuem wie eine zweite Schöpfung aus einem zweiten Tohmabobu emporblühte.

Als dann spanische Hinterlist und Brutalität und französische Korruption, als Absolutismus und Jopsthum zum zweiten Mal Leben und Kunst in einen furchterlichen Gürtel schnürten und ihnen jedes Atom freier Luft zu nehmen drohten, sprengte dieser nicht zu erlösende Geist der Schönheit zum zweiten Mal die Fesseln, machte sich zum zweiten Mal, wenn auch nicht mit ganz so gewaltigen Thaten, frei und schuf aus der eigenen, ewigen, unzerstörbaren Kraft heraus eine neue Kunstzeit, an deren Spitze diesmal die Poesie, in der Person Manzonis stand, der die bildenden Künste bald nachfolgten. Und diesmal fiel die Zeit des künstlerischen Aufschwungs mit der des nationalen, mit der Einigung Italiens eng zusammen.

In diesen Tagen, da der Sommer mit seinen Begleitern, dem Grün und der Wärme, von den Küsten Africas her über das Mitteländische Meer nach Europa steigt, lagmt allenthalben ein frisches, festliches Leben an der Donau, am Rhein, an der Dnjez, überall wo er sich in besonderer Herrlichkeit zu zeigen pflegt, wird man ihn mit besonderen Ehren feiern. Nirgendes aber wird diesmal wohl seine Feier so lustig, so ausgedehnt, so entzückend sein als in Italien. In dieses Land doch im Begriff zu gleicher Zeit, an ein glückliches Zusammentreffen einer Reihe von Ereignissen anknüpfend, mit rauschendem Gepränge und jubelndem Leben jene beiden großen Epochen des Aufschwungs zu verherrlichen, von denen wir eben gesprochen haben, und zwei seiner schönsten Stellen, welche die Natur gleichsam selbst zu beständigen Festplätzen ausersehen hat, sind gewählt worden, jene Feiertaglichkeiten zu begehen.

Venedig, das lagunenunrauhnte Marmormärdchen, und Florenz, die gartenumhegte Arnoftadt, sind selbst zwei Festgebilde des Himmels, und jeder Tag in ihnen ist ein Festtag, auch wenn sich kein betretter Feiertag auf dem Marcusplatz zeigt — wie erst, wenn Hunderte aus allen Landen zusammenströmen, die Gloden läuten, die Häuser flagen, die Gondeln sich mit grünen Zweigen, die Balcone sich mit kostbaren Damasten schmücken, das Marcusbeden und das Arnothal weit hinaus im bunten Feuer-schein erglänzen?

In Venedig ist es die moderne Zeit, welcher die Feiertaglichkeiten dieses Sommers gelten, die nationale Erhebung Italiens und der Beginn der neuen Kunstperiode. Sie wurden durch prächtige Feiertaglichkeiten in den ersten Tagen des Mai eingeleitet. Auf der Riva degli Schiaoni, angesichts des blauen laubigen Meeres, der Inseln, Paläste und Kirchen der alten Lagunenstadt hat man den Herrscher, durch dessen umsichtige und energische Politik mit stuger Benutzung der durch die preußischen Siege geschaffenen günstigen Weltlage Venedig 1866 ein Italien kam, dem Befreier und Einiger der apenninischen Halbinsel, ein prächtiges Reiterdenkmal errichtet, welches den ro galant' uomo in die Schlacht sprengend zeigt, zu den Füßen des Postaments zwei schöne Frauengehalten, die eine trauernd und mißmüthig — die unerlöste Venezia — die andere freudig erregt, jubelnd — die erlöste, mit dem Vaterlande vermählte.

Die königliche Familie war zu dieser Feiertaglichkeit nach Venedig gekommen, und nicht leicht kann man sich einen schüneren Anblick denken, als den Aufzug der bunten, mit allegorischen Figuren, Decken und Ständeren reich geschmückten Festgondeln, die mit Teppichen reich verzierten Balcone, die menschengestaltigen Dampfer, die im weiten Galbtreie umher lagen, die Musikapellen, die dazu spielten, die vom Arsenal herabdonnernden Kanonen und über all' Dem den klaren italienischen Himmel.

Welch entzückendes, unvergleichliches Bild, als erst der Abend herangekommen war und die Ufer des ungeheuren Beckens von San Marco im bunten Feuer glänzten, als die wundervollen architectonischen Linien der Kirchen an den Lagunen sich in Flammenlinien vom Himmel abhoben, die Säulen der Piazzetta von tausenden von Lampen erhellt in riesige Kubinen verwandelt schienen, alle Dampfer im Hafen in Feuerkiffe, als bunte Palmen, aus zehntausenden farbigen Lämpchen gebildet, an der Riva emporwuchsen, von deren Zweigen riesige Feiertage aus Eoelheinen herabzuhängen schienen, als die zierlichen Wogen der zahlreichen Brücken sich in glühende Korallen, Blümenzwinde, Ranken umgehalreten, lebensgroße Transparente, riesige Wappen und Namenszüge, ungeheure Margarethenblumen

— zu Ehren der Königin — allenthalben aufschreuten, die Dampf in allen glühenden Branbern glichen, und Hunderte von Gondeln, mit bemalten Lampions geschmückt, mit jubelnden, singenden, fröhlichen Menschen gefüllt, die Lagune weit hinaus bis zum Rido bedeckten! Das war eine Nacht in Venedig, tausend Mal schöner, als sie die künftige Hand des besten Theaterregisseurs erfinden kann!

Am nächsten Tage fand dann die feierliche Eröffnung der nationalen Kunstausstellung statt, welche in einem nach antiker Manier gebauten und geschmückten, hübschen Gebäude am Ende der Stadt in dem öffentlichen Garten untergebracht ist. Eine Menge Säle, angefüllt mit einer Unmasse von Statuen und Gemälden. Wenig wirklich bedeutende Werke darunter, aber eines doch mit Sicherheit daraus hervorgehend, und dies ist der Beachtung wohl werth: keine Spur von Anlehnung an die Traditionen von einst, Alles selbstständig, modern. Vieles ist brutal, ausschweifend, ja sinnlich, effektlos, aber ein ernstes Streben nach neuen, eigenen, selbstständigen Idealen ist nicht zu verkennen, ein Freimachen von den schimpflichen Fesseln des Epigonenthums. Und dies Alles würde eine noch größere Wirkung thun und gethan haben, wäre es nicht von einem Komitee geleitet und angeordnet gewesen, bei dem zwei Eigenschaften mit einander zu wetteifern schienen, welche von ihnen größer und stärker sei: die Unerfahrenheit und die Unhöflichkeit. Venedig mag sich bei seinem Ausschuss bedanken, wenn seine Ausstellung nicht ganz der Anziehungspunkt wird, der sie zu werden verdient.

Wie anders das Bild der Florentinischen Feste, an deren Schmelze wir stehen. Der ganze Mai ist ihnen gewidmet, wissenschaftliche und berufsgenossenschaftliche Versammlungen, Ausstellungen, Schützenfeste, Tag um Tag soll eines das andere ablösen, aber das Hauptinteresse wird sich um die Enthüllung der Domfassade und das Donatello-Substitutium kammeln. Der Florentiner Dom, Santa Maria del Fiore genannt, ist für Italien fast genau dasselbe, was für uns der Kölner. Viele Jahrhunderte haben an jenem gebaut wie an diesem, aber immer traten Störungen ein, die unglücklichen politischen Verhältnisse trugen die Hauptschuld, die Ruine bildete ein Symbol der inneren statlichen Herrlichkeit und des nationalen Unglücks, und erst in den Tagen der Einigung und Bekehrung war es möglich, das große nationale Werk zu vollenden.

Welche Ähnlichkeit der Schicksale beider Nationen bis in solche Einzelheiten!

Am Jahre 1293 ward der Grundstein gelegt, im Jahre 1887 der Schlüsselstein, 600 Jahre hat dieses Gebäude gebraucht bis es zur Vollendung gelangte. Was ist Alles an diesen Steinen vorüber gebracht! Als ihr erster in den Boden gekent wurde, sah Dante sinnend an diesem Orte, grübelte seiner „Sittlichen Komödie“ nach und wurde wenige Jahre später selbst das Opfer eines furchtbaren von Menschen verpönten Trauerspiels, an die Vollendung dieses Hauses legten die genialsten Meister Florenz ihre besten Kräfte, ein Giotto, ein Brunellesco, Lorenzo der Mediceer mühte sich vergeblich, seinem Namen hier ein neues Blatt einzufügen — umsonst, es lag wie ein Furch auf diesen Mauern. Hier hielt dann zwischen halbvergangenen Wänden und Pfeilern die mächtigste Gestalt Italiens nach Dante, Savonarola, seine gewaltigen, prophetischen Reden. Heute erduldet sie die Vollende, das Schwermerschen der italienischen Kunst, die Fassade des Doms, und nicht nur Italien, nein, die ganze kunstbegierigste Welt wird den Tag der Enthüllung mit einem lauten Ruf der Freude begrüßen.

Und nicht minderen Ansehens wird sie an der Jubelfeier des 500jährigen Geburtstages Donatellos nehmen, dieser gewaltigen Künstlergenie aus der mächtigen Zeit des Quattrocento. Dem Donatello ist in Wahrheit der Vater der gesammten Bildnerkunst. Er war es, der auf den Schultern einzelner bedeutender Vorgänger, der Pisani, Baster und Gotti, u. A. stehend, die Plastik aus den Banden der mittelalterlichen, byzantinischen Steifheit und Schablone befreite, welche die Figuren wie Marmen hart und leblos hinsetzte und neben einander reichte. In jener fürchterlichen Zeit des künftigen Jahrhunderts, in der der Italien auch das letzte Band staatlicher Ordnung geköpft hatte, in der das Schwert in der Scheide nicht fester saß als der Tropfen am Dach, als Hunger, Pest, Empörung, und alle Kaiser und Verbrechen auf den Stühlen der Herrschaft saßen — damals ist dieser gewaltige Geist erst und fällt, wie es seine Art war, seinem Vaterlande einen Trost, eine Rettung, indem er ihm eine neue Kunst gab, indem er die Ideen, die Anschauungen seiner Zeit in vollendenden Formen verkörperte, zu deren künftigerer Darstellung er auf die Formen des Alterthums zurückgriff und sie in seinem Geiste umgestaltete.

So handelte er als echter, gottbegnadeter Realist, er eignete sich die vollendetste Beherrschung der Technik von den großen Meistern der Vorzeit an und gab seinen Schöpfungen das selbstständige Leben des eigenen Empfindens und der eigenen Zeit. Den gewaltigen, unaufhaltsamen kriegerischen Geist seiner Zeit verkörperte er in den wundervollen Statuen des heiligen Georg und des Feldherrn Gattamelata, die beide noch heute das höchste Entwürfen der Welt sind.

Mit seiner letzteren Schöpfung gewann er seiner Kunst auch wieder die seit dem Alterthum verloren gegangene Technik des Bronzengusses so gewaltiger Reiterstatuen zurück. Das ganze Mittelalter hatte nicht verstanden, ein Reiterstandbild aus Bronze zu gießen. Aber derselbe Künstler ging noch weiter über das Alterthum hinaus und gewann der Plastik eine neue Provinz, die ihn selbst im Alterthum fast unbestreitbar gewesen: das Kind.

Was die griechische Kunst an kindlichen Gestalten aufzuweisen hat, die Amor, Bacchus und Zeus als Knaben etc., sieht nicht auf der Höhe, die sie sonst einnimmt. Der ernste, strenge Donatello erst ist auch die lieblichsten, entzückendsten der Engelsgestalten an dem Dome von Santa Croce in Florenz und am Hochaltar in Padua, Gestalten, deren Schalkhaftigkeit und frischen Reiz keiner vergißt, der ihnen je ins Antlitz gejaunt. So ist Donatello in Wahrheit der Begründer der modernen Plastik geworden, zum mindesten derjenige der Renaissance; denn ohne ihn hätten vielleicht nie ein Sansovino, ein Michelangelo ihre gewaltigen Werke geschaffen.

Diese Ereignisse zu feiern, wird die ganze kunstbegierigste Welt in diesen Tagen in Florenz zusammenströmen. Das Thal des Arno, die Berge und Schluchten der Apenninen werden wiederhallen von lauten Jubelrufen und erglänzen von tanzend flammenden und Feuern, die Rosen der Gartenstadt werden ihre schönsten Düfte ausströmen, durch die Straßen der alten Mediceerstadt werden sich geschickliche Festzüge bewegen und die Zeiten Cosimos und Lorenzos mit voller Deutlichkeit vor unsere Sinne führen, in den wichtigsten Lauten der wohlklingendsten aller Sprachen wird es von den blühendsten Lippen klingen und die schönsten, schmerzlichen Augen werden freudestrahlend hineinschauen in all das bunte, glänzende Gewühl.

Die Korallen.

Von uralter Schönheit, großartig in jeder Art seiner Erscheinung und reich an Wundern ist das Meer. Wo giebt es auf unserm Planeten einen Anblick, der tiefer, ernster jede Menschenseele ergreift, als der des unermesslichen blauen Oceans, dessen brauende Wogen die Größe der Schöpfung in erhabenen Chorale klingen! Staunen und Furcht ergreift in der Vorzeit die jugendlichen Völker, als sie auf ihren Wanderzügen aus dem Inneren Asiens zum Küstenstrande niedersteigend die weite majestätische Wasserfläche vor sich erblickten. Bald aber erkannten sie in ihr ein freundliches Element, lernten die darin verborgenen Schätze würdigen, welche eine fremde Natur freigebig darbot, und als sie endlich sich ihr auf einfachen Fahrzeugen anvertrauten, gelangten sie in andere Länder, deren Kenntniß nützlich und bildend auf sie wirkte. So ward das Meer die Wiege der Kultur, ward aber auch die Wiege der Poesie!

Aber auch der Wissenschaft! Ihre eigentümlichste Fundament ist Naturforschung. Welch eine Fülle reichster Stoffes und anregender Aufgaben wird derselben gerade durch das Meer geboten! Hier treten an den denkenden Geist jene große Probleme von den Wechselbeziehungen alles organischen Lebens, von der Entstehung der Welt und dem Urrund alles Seins in ihrer vollen Bedeutung heran und zwingen ihn förmlich, sich ganz in das Nachsinnen über ihre Lösung zu versenken. Insofern sie überwältigend groß ist die Menge der zu beantwortenden Fragen, und ganze Generationen haben mitzuschaffen an dem Ausbau der Wissenschaft, bis endlich nach Jahrhunderten diese oder jene Gebiete der Naturforschung mehr Licht und Klarheit gewinnen.

Auch die Koralle, deren eigentümliches Wesen und Wichtigkeit für den Haushalt der Natur der genaeie Veler mit uns betrachtet wolle, gab Veranlassung zur Entstehung einerseits Fragen, deren richtige Lösung erst nach Jahrhunderten gelang. Bekanntlich versteht man unter Korallen zunächst jene zierlichen, mit bestimmten Pflanzen Ähnlichkeit beizehenden, kalksteinartigen Gebilde, welche zur Anfertigung von allerhand vielgeehrten Schmuckstücken verwendet werden, und man war bis in die neuere Zeit der Meinung, daß die Korallen auch wirklich an der Luft erhärtete Pflanzen seien, indem man so eine alte Auffassung festhielt, welche schon der römische Dichter Duid überlieferte.

Die richtige Entscheidung dieser Frage gelang erst im Jahre 1725; als der französische Arzt Prichard die Behauptung, daß die Natur der Korallen eine vegetabilische sei, durch eine an die Akademie gerichtete Schrift widerlegte, in welcher er als der Erste mit wissenschaftlichen Gründen nachwies, daß die Korallenstöcke nichts anderes als Erzeugniß ganz winziger Polypen seien. Freilich zu der Erkenntniß ihrer hohen, für die Oekonomie der Meere so wichtigen Bedeutung, und zur Feststellung dessen, was sie bisher an vielen Stellen bei der Bildung der Erdoberfläche zu leisten hatten, gelangte man erst durch die von den bedeutendsten Gelehrten der Gegenwart unter Zuhilfenahme all der modernen Mittel der Naturforschung ausgeführten Untersuchungen. Wollen wir nun eine richtige Vorstellung von den in jenen Korallen-Kalkstein-Gebäuden lebenden und diese letzteren bauenden Polypen erhalten, so gehen wir am besten von den bekannteren kleinen Süßwasserpolypen aus, welche allenthalben häufig genug sind und leicht gefunden werden, wenn man Wasser und Pflanzen einem langsam fließenden Gewässer entnimmt. Aber zum ersten Male einen Süßwasserpolypen in einem mit nur stehendem Wasser gefüllten Glase oder in einem Aquarium entdeckt, meint wohl Anfangs, eine eigentümliche kleine Wasserpflanze vor sich zu haben, welche zwar einen Stiel und strahlenförmig ausgebreitete Festscheiben, jedoch keine Wimper besitzt. Aber bald bemerkt uns die ganz willkürliche Bewegung der fünf Feinen, an dem Stiele stehenden Arme welche plötzlich nach ihrem gemeinsamen Ausgangspunkte sich hinbeugen, um irgend etwas für uns Unsichtbares dorthin zu befördern, daß in dem keine Dinge eine ziemlich selbstbewußte Willenskraft steck. Bei näherer Untersuchung nehmen wir wahr, daß der kleine Polyp, dessen Kumpf wohl kaum einen Viertelzoll Länge besitzt, sich mit seinem biederer Ende an einem Holzstückchen oder Pflan-

zenteile festgelehrt hat, der Körper ist von der Dicke eines starken Seidenfadens, und hat eine weißliche Färbung, die am anderen Ende strahlenförmig auslaufenden sind viel geringer am Durchmesser. Ihre Aufgabe ist allenthalben nach mikroskopischen Thierchen zu suchen, um diese als Nahrung in eine Deffnung hinein zu schieben, welche für uns nicht gut sichtbar, beim Anfang der Arme im Ausgangsende des Hauptstieles sich befindet. Der Letztere schließt auch gleich den Magen und die Fortpflanzungsmittel in sich und durch diese Deffnung, welche die Nahrung aufnimmt, werden überarbeitete Reste derselben, sowie auch Eier ausgeschieden. Der Organismus des Thieres ist also sehr einfach. Unsere kleinen Polypen sind aber durchaus nicht an den Ort gebunden, auf welchem sie festzuhalten scheinen. Sie fliegen ihn aber nur nachzugehen, wenn sie verlassen. Die Eier der Polypen aber haben Schwimmemwimpern, mit welchen sie lange Zeit herumwandern, bis sie genug gewachsen sind und sich einen eigenen Standort gesucht haben, um sich dort festzusetzen.

Eine sehr merkwürdige Eigenschaft dieser kleinen Wesen ist ferner, daß sie sich zugleich durch Theilung und Knospung zu vermehren vermögen, womit dann nach der Umwandlung zusammenhängt, daß sie durch theilweise Verletzung ihres Organismus nicht unbedingt gefährdet werden. Ist genug hat man beobachtet, wie in der Mitte des Stieles durchdringende Polypen zu zwei neuen Thieren wurden, indem der Rest des Stammes sich seinen verlästerten Stiel ergänzte. Auch ein Ringdurchschnitt hat denselben Erfolg gehabt. All die geschilderten Eigenschaften finden wir bei den Korallen-Polypen wieder. Nur ein Umstand zeichnet ihn vor den Süßwasserpolypen aus: nämlich die durch den Einfluß des Salzwassers bewirkte Absonderung der Kalksubstanz, aus welcher jene pflanzenähnlichen Gebilde von eigentümlicher Zierde und Mannigfaltigkeit hervorragen, welche seit Jahrhunderten theils in künstlichen, theils in verarbeiteten Zustände als kostbarer Schmuck überall wohlgeschätzt werden.

Mannigfaltiges.

- Säcular- und Gemäldeartige.**
 Mai 1887.
 17. Mai 1587. Gestorben Gotthard v. Ketteler, erster weltlicher Herzog von Kurland; war Heermeister des Schwertordens und schlang sich zu jener Würde durch Ablegung des weltlichen Rittergewandes auf; seine Nachkommen herrschten in Kurland bis 1737.
 22. Mai 837. Gestorben in Nicomedia Konstantin der Große, römischer Kaiser, geb. 28. Februar 274, 306 zum Kaiser ausgerufen, wählte sich durch harte Kämpfe die Herrschaft zu sichern, führte das Christenthum als Staatsreligion ein, verlegte seine Residenz nach Byzanz (Constantinopel).



Versteckräthsel.

(Abbildung verboten.)
 Aus nachstehenden Verlen lude man je ein Wort. Die 12 geordneten Wörter zusammengestellt ergeben dann eine Stelle aus einem bekannten Gedicht.

Gold näher bringt dich das Gefährten.
 Dem Armen sei das schlaue Wort beschieden.
 Er halt die Bibel, lehr die Wälder um
 Und such das Sonntagsbegehren.
 Er mag ihn behalten, er lei kein eigen.
 Die Schellen sollen Schutz an Schutz.
 Von den Bergen flitzen die Quellen.
 Die Fluren jo dultig, jo blinkend von Thau.
 Die treue Lieb, womit ein Kind die Eltern ehrt.
 Auch gegen Gott und König sich bewährt.
 „Was“ erst er, brüchig man denn von mir?“
 Beirrat der Soldmann seine Saat.
 Im Liebe sich ihr Bracht und Ehr!
 Grün der Jungfrau Wirthentanz
 Der sie schmückt mit höchstem Glanz.

Wörterräthsel.

(Abbildung verboten.)

sten	nichts	dem	ler	ten	wer	schen
men	nen	er	und	von	und	vant
nen	reit	schen	zwei	denn	men	den
vor	schen	ler	—	wei	ge	dumme
von	lan	der	von	te	flug	se
von	te	men	ten	ler	ben	wer
ge	brut	nen	blei	den	for	und

- Lösungen aus Nr. 19.**
 1. Rebus: Selig: Gluth brennt schnell sich selber todt. —
 2. Vologarib: Vögelchen, Vögelchen.

Correspondenzen.
 Jan. Brüngen, Louis G. A. Nische. — Guvo Steiner. Alles richtig. H. Wagner. Emil Wetzig. 1 richtig. S. Zimmer. viele Brodfräse. R. Connerfassung-Beyton. Kapf. 2. B. 1. pag. 622 und 2. B. 4. pag. 356. Johann. Schreyer in B. S. Schwäber. M. S. Laura Friedrich in B. 2. richtig.

Verantwortlich Julius Mundell. — Bildl. s. h. Buchdrucker (H. Nieschmann) in Halle.